

Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 9 (1947)
Heft: 1

Artikel: Wo wir wohnen
Autor: Reinhart, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860609>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gruss.

Von Eduard Fischer.

Nicht festliche Blumen, nicht bunte Girlanden,
Nicht flatternde Fahnen und gold'ne Posaunen,
Nicht fröhliches, freudiges, rauschendes Klingen,
Kein leuchtendes Glühn und kein wiegendes Raunen!
Nein, schmucklos, so magst du mich, Heimat, begrüßen,
So schmucklos du willst, darfst du ruhig dich zeigen,
Denn jubelnd hallt doch ein Willkomm mir entgegen,
O Heimat, aus deinem so heiligen Schweigen.

Wo wir wohnen.

Von Josef Reinhart.

Jeder von uns wohnt in einem Hause, jeder ist irgendwo daheim. Ich glaube, keiner von uns muss seine Heimat in einer armseligen Hütte oder gar Baracke suchen. Nur etwa auf einer Wanderung oder im Soldatendienst müssen wir uns damit begnügen, unter einem Notdach, in einer Scheune, in einer Einfahrt oder gar im Freien den Feierabend zu verbringen, unsere müden Glieder auszustrecken. Wenn wir dann wieder nach Hause kommen, so schaut uns die Tür, so blicken uns die Fenster so freundlich entgegen, als wollten sie uns sagen:

«Gelt, daheim ist's doch am schönsten.»

Aber im Alltag vergessen wir bald wieder, was es für uns Glück bedeutet, ein sicheres, geschütztes Heim zu besitzen. Selten fragen wir darnach: «Wer hat das Haus gebaut, in dem wir wohnen? Wer hat den Platz gewählt? Warum steht unser Haus an dieser und an keiner andern Stelle?

Vielleicht steht dieses Haus allein, im Feld, an einer Strasse, an einem Bach, auf einem Hügel, am Rande eines Waldes, am Fluss, an einer Brücke, wohl gar auf einem Berge. Könnten wir nicht einmal fragen: «Was hat der Erbauer gedacht, der Vater, der Grossvater oder gar der Urahn, als er den Spaten an die Erde setzte, um das Fundament zu graben».

Vielleicht aber steht dieses Haus nicht einsam da. Du wohnst nicht auf einem Einzelhofe. Deine Ahnen liebten die Nachbarschaft. Längs einer Strasse in einer oder in zwei Reihen stehen die Häuser nebeneinander, durch einen Fussweg oder Garten getrennt, oder wohl gar ducken sie sich eng aneinander, Mauer an Mauer, wie wenn sie sich vor einem Feinde, vor scharfem Wind, vor Sturm oder Wetter schützen müssten.

Das Ländchen, das Solothurnerländchen, in dem wir wohnen, ist, was den Boden anbetrifft, ein gar mannigfaltiges Gefilde: Ebenes Land dem breiten Fluss entlang, sanft oder steil ansteigende Hügel, von Bächen aufgeschwemmte Kegel, Terrassen, der Bodensatz von Gletscher- und Meereszungen, enge Klusen, die ein Fluss in die Bergkette eingefressen, sonn- oder

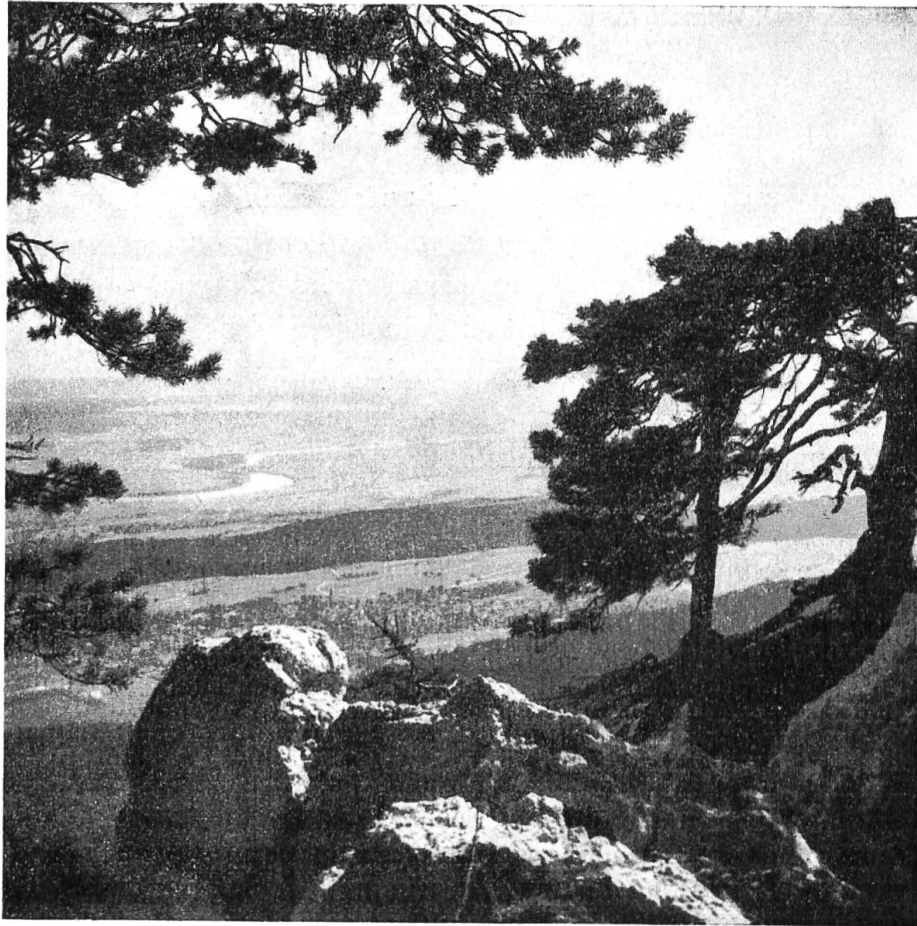


Foto A. Zappa.

Blick vom Stiegenlos ins Aaretal.

schattenseitige Täler, von Bächen ausgeschwemmt, Jurawände mit zerrissenem Felsgebirge, dazwischen dunkle oder hellgrüne Bänder von Wald und Weide, und auf den Rücken der Bergeshöhen einsame, weltferne Sennenweide, überragt von schroffen Kanzeln, von denen du mit freiem Blick dein Heimatländchen überschauen magst, das ganze Heimatländchen. Das ist der gar unebene Teppich, auf dem in der Zeit vor Jahrhunderten der Mensch die buntfarbigen Zeichen seiner Arbeit, seiner Zuflucht, seiner Erholung, seiner Sehnsucht eingewoben. An die zweihundert Weiler und Dörfer verstreuen sich aus seltsamer Willkür, aus ordnender Absicht oder auch aus abenteuerlichem Zufall über das Gebiet unseres Kantons. Mancher Weiler, manches Dorf und mancher Hof gibt uns schon mit seinem Namen Auskunft, warum er gerade hier und nicht anderwärts zu stehen kam. Oder ist's nicht so, dass etwa im Riedholz sich um die grossen Riedbestände ein paar Hütten angesammelt, wohl auch mit Ried bedeckt, doch so, dass in diesen Hütten Riedmatten, Riedkörbe und Teppiche aus Ried gewoben wurden? Und Rüttenen? Holzland ward gereutet; die nahe Stadt braucht Holz, braucht Kohlen. Und auf dem gerodeten Boden lässt der Herr der Stadt Korn säen für die Bäcker. Er verpachtet seine Höfe, lebt im Sommer neben dem Pächterhause in seinem Herrschaftsstock. An der Strasse nach dem Walde entstehen die Strohhäuser für die Holzer im Bergwald, für die Köhler unter der Fluh. Es ist keine Kunst aus



Blick vom Nesselboden auf Oberdorf. Foto A. Zappa.

den Namen manchen Weilers den ursprünglichen Sinn, die Absicht der Erbauer zu erkennen. Wenn unter dem Wetterschutze einer Fluh ein paar Häuser sich ducken, wenn zu Füßen eines Schlosses sich Werkstätten, Wirtschaftshäuser ansammeln, so kann man leicht erraten, warum das dortige Dörfchen Balm sich nennt, das heisst: die schützende Fluh, warum das Dorf am Fusse eines Schlosses den Namen dieses Schlosses trägt. Es heisst, unsere Ahnen, die Allemannen, hätten gerne freie Luft und Armweite, auch freie Sicht gehabt und auf Einzelhöfe ihr Haus gebaut; denn im Tal der Aare, der Emme, in der Limpachebene versprach die satte Ernte reiche Frucht und Ernte. Nicht umsonst tragen viele Dörfer heute noch die Namen jenes ältesten Hofbauern: Küttigkofen, Lüterkofen, Hessigkofen, Nennigkofen. Der Hof wurde nach dem Tod des Vaters unter die Kinder verteilt, neue Häuser entstanden: Hessigkofen, das heisst die Höfe des Hesso. So sagen die Forscher, und ich denke, es wird so sein.

Und Deitingen, Nunningen, Subingen? Wiederum ein Hofbegründer mit einem seltsam klingenden Namen, wiederum eine Teilung unter die Erben, die Inge. Mehr Kopfzerbrechen machen den Gelehrten so fremd klingende Dorfnamen wie Selzach, Bellach, Bettlach. Da sind beim Versuche einer Deutung selbst die Gelehrten an den Hag gekommen. Sie sagen, es sei keltisch und raten darauf, aber mit Achselzucken, dass die zweite Silbe wohl mit

Ach und Weh nichts zu tun habe, jedoch an das Feuchtland erinnern möchte. Was aber sagen Namen wie Langendorf und Oberdorf? Da musst du wie an vielen andern Orten selbst einmal von einem Hügel herunter die Gegend dir beschauen, nachdenken und ein wenig Rätsel raten versuchen. Warum nicht an einem schönen Sonntag oder einmal in den Ferien darüber nachdenken, was wohl die Ahnen einst veranlasst hat, sich gerade dieses Flecklein Erde und kein anderes zu ihrem Wohnsitz auszuwählen. Ein Bach fliesst von der Höhe durch die Felder nach dem Tale. Gut, für Wasser wäre gesorgt. Ein Mühlrad könnte er treiben, eine Säge für die Bauhölzer aus dem Walde. Und einer Oele, einer Knochenstampfe wird der Kraftarm eines Baches gute Dienste leisten; noch mehr: den Frauen hilft der nahe Bach das Geschäft der Wäsche besorgen; denn grosse Steine hat er wohl schon mitgebracht.

Aber die Dörfer in der Ebene, wo die schwache Kraft eines Baches keine Mühle treibt! Schau dich um, und du wirst sehen, wie dort unten vor der Kluse die Zugänge aus allen Seiten sich verknoten. Schau um dich! Um eine Wallfahrtskirche sammeln sich die Häuser; denn die Pilger wollen Atzung. Schau um dich! Wie an mancher Landstrasse, die Gau mit Gau verbindet, die von einem Tal ins andere führt, gibt's Gasthäuser. Sie tragen einen alten Wirtshausschild mit einer Jahreszahl, die kaum mehr lesbar ist. Gasthäuser an der Heerstrasse, Gasthäuser am Verkehrsweg sind Zellen für eine Dorfgemeinschaft.

Aber seltsam! Wie kommt es, dass abseits von einer Reihe schwächerer aneinander gebauter Dorfhäuschen, auf der Höhe droben ein braves Bürgerhaus behaglich wie die Henne über den Küchlein mit grossen Augen Wache hält? Aha, die Steinbrüche in der Nähe. Der Meister — das Material kam aus der Grube — hat für seine Arbeiter gesorgt, sich selber aber die Weitsicht auf der freien Terrasse sichern wollen.

Und wie kommt es wohl, dass dort unten an der Grenze zweier Kantone der stolze Leuen neben den hohen Häusern steht, und ringsum kauern niedere Strohhütten? Wiederum ein Rätselraten. Das Dorf hat eine Zehntenscheuer, der Meier und der Widmer haben für das Kloster die Abgaben eingezogen und vor der Zollbrücke hat das Gasthaus gute Losung.

Doch halt, wie neue Flicke nehmen sich die roten Ziegeldächer um die Fabrikkamine auf dem Teppich der Dörfer aus. Neue Zeit! Wie ändert sich das Angesicht der Landschaft! Dort an der Strasse: zwanzig Arbeiterhäuschen. Alle mit dem gleichen Frontspitz. Wie Bienenkästen, kaum voneinander zu unterscheiden! Vor sechzig Jahren wurden sie erbaut. Und heute? Dort auf der Höhe über dem alten Dorf ein neues, und jedes Haus mit einem eigenen Gesicht, und jedes Haus mit einem eigenen Garten.

Du siehst, die Menschen wollen nicht mehr notdürftig Obdach haben; sie wollen ein Heim, das Luft und Licht und Sonne, Baum und Blumen, fruchtbares Grünland hat, ein Heim, das über dem Staub des Alltags der Sehnsucht nach einer edleren Gestaltung des Lebens dient.

Edlere Gestaltung des Lebens! Auch du musst sie verspüren. Wo wir wohnen! Einst und jetzt! Die Grosseltern und wir! Vielleicht ist es so, dass ihnen das Vaterhaus, die Wohnstube, das Feld, der Wald mehr bedeuteten, als uns; denn ihr Leben war enger begrenzt als das unsrige mit all dem Verkehr, dem Sport, den Vereinen, den Reisen. Waren sie weniger glücklich als wir,



Blick ins Guldental.

wenn sie mehr zu Hause blieben, in der Familie, am Werktag und am Sonntag? Zwar wirst du sagen: Immer gab es Zugvögel, die das unruhige Blut forttrieb, in die Fremde, in den Söldnerdienst, nach Amerika; aber wer ein Heim hatte, ein Stück eigenen Boden, der schmiedete sich sein Glück in den Grenzen der Heimat, in der Werkstatt, suchte den Boden zu bebauen, den sein Vater gerodet. Der Krieg hat unsern Grenzhaag geschlossen. Heimat bedeutet mehr als in Zeiten, da das Ausland offene Türen hatte. Darum bedeutet manchem von uns der Ort, wo wir wohnen, heute mehr als gestern.

Geht landauf, landab und seht euch die Dörfer an! Dass sie sauber sind, das ist die Sorge der Behörden; dass Sonne, Luft und Licht zur Selbstverständlichkeit geworden, das ist die Errungenschaft der neuen Zeit. Aber ich frage dich: «Ist das genug?» Luft und Licht, gesundes Leben, jawohl, das ist das erste Gebot der neuen Zeit. Doch, ist die Seele auch dabei? Verstehst du mich? Seele eines Hauses, Seele einer Stube, das ist das Wissen um etwas Höheres, für das wir leben, das Wissen darum, dass es mit dem Geldverdienen, mit Essen und Trinken, mit Werktag und Kurzweil nicht getan ist, das Wissen darum, der Glaube, dass wir unser Leben zu einem höheren Dienste geschenkt bekommen haben: Zum Dienste am Reiche Gottes, zum Dienste an den Menschen, und das heisst nicht, dass wir uns nicht freuen sollen; denn Baum und Wald und Berg sind uns nicht bloss zur Nutzniessung geschenkt. Die Natur bedeutet Erquickung, Trost und Labsal, Stärkung aus dem Sonntag für den Werktag. Und das Haus, in dem wir wohnen, auch es will etwas von unserer Seele spüren, etwas von unserem Geiste, der ein echtes, von Hand geschaffenes Möbelstück mehr schätzt als ein herrschaftlich sich ge-

bendes Bazarmöbel mit glarigem Krimskrans; etwas von unserem Geiste soll die Wohnstube spüren, wenn am Radio ein gescheites Wort, ein schönes Musikstück zu unserem Herzen spricht, wenn unsere Hand nach dem Feierabend zu einem guten Buche greift, das dir und den andern Wahrung für den Weg des neuen Tages bringt. Luft und Licht und Sonne, ein neu Geschlecht, das wohl bereit ist mit offenen Augen und wachen Sinnen dem Lauf des äussern Lebens zu begegnen, das aber auch gelernt hat, mit dem Herzen die edleren, stillern Töne zu vernehmen, die erst das wahre Glück eines Hauses, einer Familie bedeuten können.

Die Schwarzbuben.

Von O. Marti.

Als ich das erste Mal auf den Volksnamen «Schwarzbuben» stiess, konnte ich mir seinen Sinn nicht erklären. Die Vermutung, dass das «schwarz» auf besondere körperliche Merkmale, wie schwarze Haar- oder dunkle Hautfarbe Bezug haben könnte, wurde hinfällig, als ich Gelegenheit hatte, das Schwarzbubenland einmal zu durchwandern. Doch selbst wenn die Vermutung richtig gewesen wäre, so hätte damit das «Buben» seine Erklärung nicht gefunden gehabt. Man hat zwar die beiden Worte miteinander in Beziehung bringen wollen, indem man das erste als eine Verdeutlichung des zweiten erklärte, also das «Buben» im schlimmen Sinn von «Spitzbuben» und das «schwarz» als «böse» auffasste, und sich die Entstehung des Namens so zusammengereimt, in diesem Ländchen hätte das Raubritterwesen besonders geblüht und deshalb seinen Einwohnern den wenig liebenswürdigen Namen eingetragen. Dieser Deutungsversuch scheitert schon daran, dass der Kern des Schwarzbubenlandes fernab von jeder wichtigeren alten Handelsstrasse liegt, so dass hier Raubritter und Wegelagerer kaum auf ihre Rechnung kommen konnten; deren Gewerbe lohnte sich nur dort, wo durchreisende Kaufleute um ihre Barschaft und die mitgeführten Waren erleichtert werden konnten. Im Schwarzbubenland kamen höchstens die Bauern als Opfer in Frage, also selber «Schwarzbuben», und so hätten, soll der Name von daher rühren, die Schwarzbuben sich selber gegenseitig berauben und bestehlen müssen. Eine derartige Räuberromantik ist kaum jemals Wirklichkeit gewesen.

Sinn und Ursprung des Volksnamens muss ein anderer gewesen sein.

Im Berner Oberland kommen viele Ortsnamen mit «Wyss» oder «Weiss» vor, so Weissenburg, Weissenberg, Weissenbach, Weissenau, Weissental, Wissensee, romanisch Blankenburg (zu franz. blanc, weiss); andere Namen sind von gallisch «vindos» oder «vendos» für «weiss» abgeleitet, wie Windemis, heute Wimmis, Wendenwasser und Wendenalp im Tal von Gadmen und dann Wendelsee, alter Name des Thunersees. Nimmt man dazu, dass früher das Oberhasli, also das oberste Aaretal, als im «Wyssland» gelegen bezeichnet wurde, so dürfte allen diesen Namen eine bereits in keltischer Zeit übliche Bezeichnung, die das Gebiet weil im Bereich des ewigen Schnees gelegen als «weiss» von andern Gebieten unterschied, zugrunde liegen; es ist sogar wahrscheinlich, dass in der älteren keltischen Zeit, die von etwa 800 bis 250 vor Christus dauerte, es dort einen Bezirk «Wyssland» gegeben hat.

Wenn die engere Alpenregion als «weiss», so konnte mit dem gleichen Recht wie das badische Hügelland als «Schwarzwald» der Jura mit seinen